

Predigt über Johannes 2,1-11

Am dritten Tage war eine Hochzeit in Kana in Galiläa, und die Mutter Jesu war da. Jesus aber und seine Jünger waren auch zur Hochzeit geladen. Und als der Wein ausging, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein mehr. Jesus spricht zu ihr: Was geht's dich an, Frau, was ich tue? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut. Es standen aber dort sechs steinerne Wasserkrüge für die Reinigung nach jüdischer Sitte, und in jeden gingen zwei oder drei Maße. Jesus spricht zu ihnen: Füllt die Wasserkrüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis obenan. Und er spricht zu ihnen: Schöpft nun und bringt's dem Speisemeister! Und sie brachten's ihm. Als aber der Speisemeister den Wein kostete, der Wasser gewesen war, und nicht wusste, woher er kam – die Diener aber wussten's, die das Wasser geschöpft hatten –, ruft der Speisemeister den Bräutigam und spricht zu ihm: Jedermann gibt zuerst den guten Wein und, wenn sie betrunken werden, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt zurückbehalten. Das ist das erste Zeichen, das Jesus tat, geschehen in Kana in Galiläa, und er offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.

Jeschua hatte recht, wenn er Familienbande ablehnte, für sich, für uns. Seine eigene Familie machte ihm zu schaffen. Ich lernte sie kennen auf einer Hochzeit in Kana. Die Braut war eine Verwandte Jeschuas, und sie hatte ihn und uns eingeladen. Eine bescheidene Hochzeit armer Leute. Die ganze Sippe war arm, auch Jeschuas Brüder, die Söhne aus Josephs erster Ehe. Sie waren nicht erfreut, ihren Bruder zu sehen. Schiefe Blicke, kurze kalte Begrüßungen, Misstrauen. Nur die Mutter war freundlich, doch schien mir, als hütete sie sich zu zeigen, dass sie ihren Sohn Jeschua liebte, auf ihre Weise. Sie suchte ein Gespräch mit mir.

Du also! sagte sie.

Das war rätselhaft.

Du bist mit meinem Sohn zusammen?

Zusammen? Wie meinst du das? Ich bin eine seiner Schülerinnen. Er hat andre auch.

Ja, aber du bist am längsten schon bei ihm. Ich bitte dich, sag mir: was hältst du von ihm?

Wäre ich bei ihm, hielte ich ihn nicht für einen großen Rabbi?

Ich muss gestehen, dass ich nicht sehr freundlich war zu ihr. Es gefiel mir nicht, dass sie mich, eine Fremde, nach ihrem Sohn ausfragte. Sie merkte es und zog sich still zurück.

Das also war seine Mutter. War sie es wirklich? War sie jene im Tempel Aufgewachsene, um die Jochanan und ich große Träume spannen? Wenn sie es war, so hatte sie ihre Vergangenheit vergessen. Mir schien, sie ahnte nicht, wen sie geboren hatte. Aber dann: die Sache mit dem Wein. Es war keiner mehr da, und das Fest war noch lange nicht zuende. Große Verlegenheit. Da sah ich, wie seine Mutter zu ihm ging und mit ihm redete. Er wich zurück, sie bedrängte ihn, er war unwillig, aber sie folgte ihm, sie heftete sich geradezu an seine Fersen. Was wollte sie von ihm?

Es war klar: sie wollte, dass er dem armen Brautpaar helfe, das sich schämte, weil der Wein ausgegangen war. Ich wollte sagen: wir haben doch noch Geld im Beutel, soll doch einer von uns gehen und Wein kaufen.

Aber da war schon etwas geschehen: es war plötzlich wieder Wein da, große Krüge voll. Man nahm es so hin, keiner machte sich Gedanken. Irgendwer hatte eben Wein gebracht, warum nicht? Ein verspäteter Gast mit einem Hochzeitsgeschenk. Seine Mutter aber hatte ein triumphierendes Lächeln aufgesetzt wie eine, die erreicht hat, was sie wollte. Hatte sie nun die Antwort auf ihre Frage?

Ich ging zu Jochanan. Hast du das gesehen?

Er fragte nicht: was.

Ich sagte: Macht er so etwas öfter? Lernt man das da unten in der Wüste? Ist es das, was sie Beherrschung der Naturkräfte nennen?

Er sagte: Es ist zu lernen, gewiss, aber dass sie ihn dazu herausgefordert hat, das war schlecht. Er sollte derlei nicht tun. Wenn sie einmal herausbekommen haben, dass er so etwas kann, werden sie es herumschreien und von ihm verlangen, dass er Steine in Brot verwandelt und Skorpione in Fische und die Erde in ein Paradies, und wenn er's nicht tut, werden sie ihn schmähen und umbringen.

Wie hat seine Mutter gewusst, dass er derlei kann?

Sie hat so ihre Träume von ihm als einem Besonderen, jetzt hat sie die Probe. Sie wird noch eine wollen und noch eine, und nie wird sie sicher sein.

Wofür will sie denn Proben?

Für das, wofür derlei keine Probe ist. Für das, wofür einzig ER-SELBST die Probe ist.

Jeschua wartete das Ende des Festes nicht ab. Er ging. Er ging ohne Abschied von seiner Mutter. Sie ihrerseits war ihm aus dem Weg gegangen.

Ich aber verstand Jeschuas Verhalten, als man einige Zeit später andernorts ihm sagte, seine Mutter und seine Brüder seien angekommen. Er sagte: Wer ist mir Mutter, Bruder, Schwester? Der, welcher mir nicht dem Blut, sondern dem Geiste nach verwandt ist.

So lässt *Luise Rinser* in ihrem biblischen Roman *Mirjam* die alte Maria Magdalena sich an ihre Erlebnisse mit Jesus auf der Hochzeit zu Kana erinnern – eine Möglichkeit, die Geschichte vom ersten öffentlichen Wunder zu interpretieren. Interessanterweise wird das Wort Wunder (und damit auch die Frage, ob es so etwas überhaupt gegeben haben kann oder geben könnte) vermieden; das kommt uns entgegen. Eher geht es um den ja auch im Evangelium selbst angedeuteten Mutter-Sohn-Konflikt. Und es geht um die Folgen, die das, was geschehen ist, haben kann, wenn sich erst einmal herumgesprochen hat, dass Jesus „so etwas“ kann. Sollte es als Probe gemeint gewesen sein, dann für das, wofür „so etwas“ paradoxerweise gerade keine Probe sein kann, so lässt *Luise Rinser* es den Johannes ausdrücken.

Die Evangelienlesungen der alten Kirche für die einzelnen Sonntage begleiten den Weg Jesu zwischen Weihnachten und Ostern von seinen Anfängen bis zur Vollendung. Mit der Hochzeit zu Kana beginnt sozusagen die Darstellung seines Berufswirkens. Wollte die Reihe dieser Lesungen eine pädagogische Ordnung befolgen, so müsste sie anders verfahren. Denn die Geschichte von der Hochzeit zu Kana gehört zu den rätselhaftesten Stücken der Überlieferung in den Evangelien. Zweifellos waren die Menschen, die diese Geschichte von Jesus weiter erzählt haben, und war auch der Evangelist, der sie aufgeschrieben hat, davon überzeugt, dass sie sich genauso abgespielt hat, dass sie in diesem Sinne „historisch“ ist. Wir dagegen glauben, uns ziemlich sicher sein zu können, dass es in historischer Zeit keinen Augenblick gegeben hat oder gegeben haben kann, in dem die Naturgesetze außer Kraft gesetzt waren; und das wäre nötig gewesen, um Wasser in Wein zu verwandeln oder andere Wunder tun zu können. Wir befinden uns mit diesem grundsätzlichen Zweifel in besserer Gesellschaft, als wir vielleicht glauben. Schon in der alten Kirche, erst recht aber seit der Reformationszeit ist die Geschichte allegorisch ausgelegt, geistlich gedeutet, spiritualisiert worden, um – besonders in der Neuzeit – der beschriebenen Verlegenheit zu entgehen: Nach beinahe einhelliger Tradition bedeutet die Verwandlung des Wassers in Wein die Überbietung des Alten Bundes durch den Neuen, des Gesetzes durch das Evangelium. Damit ist alles richtig – falls das richtig ist! –, aber plötzlich auch ganz langweilig, so langweilig, wie politische oder in diesem Falle eben theologische Korrektheiten, die man einordnen und abbuchen kann, nun einmal sind. Eine andere Schwierigkeit kommt hinzu: Der Text selbst, wenn man ehrlich mit ihm umgeht, legt eine allegorische Auslegung mit keinem Wort nahe. Das ist bei anderen Wundergeschichten,

die eine spiritualisierende Deutung selbst vorgeben, durchaus anders. Aber so eine Vorgabe fehlt eben im Bericht von der Hochzeit zu Kana. Auch fragt es sich, ob wir nicht durch das reflexhafte Bekenntnis, an Wunder nicht glauben zu können, die Geschichte gleichsam erledigen und uns so um die Gelegenheit bringen, auf das zu hören, was sie uns erzählen will. Natürlich soll auch künftig niemand seinen Verstand an der Kirchentür abgeben müssen. Aber gibt es vielleicht so etwas wie eine nachkritische Naivität, mit der wir uns Geschichten wie dieser auf neue Weise nähern können?

Ja, wovon erzählt uns die Geschichte von der Hochzeit zu Kana? Sie erzählt von der Offenbarung der Herrlichkeit Jesu, so heißt es ausdrücklich an ihrem Ende, von der Offenbarung der Herrlichkeit eines Herrn, für den es keine unüberwindlichen Hindernisse gibt, der die Herzen der Menschen lenken und wandeln kann und der auch vor der Natur und ihren Gesetzen nicht kapitulieren muss – und es ist ja noch sehr die Frage, was von beidem schwieriger ist. Das malt uns die Geschichte vor Augen wie ein schönes Bild, das wir betrachten können, vor dem wir meditieren können, in das wir uns versenken können. Dabei geht es nicht um ein Idyll. Schon auf der Ebene der Erzählung sind sozusagen kritische Züge eingebaut: Jesus macht seine Herrlichkeit unter uns offenbar, aber seine Herrlichkeit steht nicht zu unserer Verfügung, deshalb das harte Wort an seine Mutter. Er ist nicht dazu da, will nicht dazu da sein, einfach unterschiedslos alle unsere Wünsche zu erfüllen, auf Befehl wie eine gute Fee oder ein Zauberer. Und von einem Zauberer unterscheidet ihn auch, dass es ihm nicht auf die Show, den großen Effekt ankommt: Ob die Hochzeitsgesellschaft das, was dort geschehen ist, überhaupt wahrgenommen hat, ob die Anwesenden gar bekehrt worden sind, wird nicht erwähnt. Hier jedenfalls geht es ihm um die, die schon bei ihm sind, die schon mit ihm gehen, um seine Jüngerinnen und Jünger, ihr Glaube soll bestätigt und gestärkt werden.

Versuchen wir es so: Jesus verwandelt Wasser in Wein, erzählt das Johannesevangelium. Für mich heißt das: Er verwandelt unsere Armut in Reichtum und unsere Trauer in Freude. Darum wird er in unserem Gesangbuch auch *Freudenmeister* genannt. Die Geschichte von der Hochzeit zu Kana ermuntert uns, die Spuren dieses Freudenmeisters in unserem Leben wiederzufinden.

Amen.